

**Festveranstaltung anlässlich des 100. Geburtstags von Prof. Dr. Heinz Maier-Leibnitz  
Rede von Prof. Dr.-Ing. Matthias Kleiner, Präsident der DFG am 28.03.2011 in München**

Sehr geehrter Herr Staatsminister, lieber Herr Heubisch,  
lieber Herr Kollege Herrmann  
lieber Herr Kollege Petry,  
Lieber Herr Kollege Paul,  
lieber Herr Kollege Kienle,  
Sehr geehrte Kolleginnen und Kollegen,  
meine sehr verehrten Damen und Herren,

„Forschungsförderung – quo vadis?“

Zu diesem Thema, oder vielmehr: zu dieser Frage haben Sie, lieber Herr Petry, mich eingeladen, hier heute zu Ehren meines Vorgängers im Amt des Präsidenten der Deutschen Forschungsgemeinschaft – zu dem Heinz Maier-Leibnitz in einer turbulenten Mitgliederversammlung 1973 ja sehr überraschend gewählt wurde, doch dazu später mehr – zu sprechen.

Ich freue mich, an dieser Festveranstaltung anlässlich seines 100. Geburtstags teilzunehmen, und ich danke Ihnen herzlich für die Einladung.

100 Jahre wäre Heinz Maier-Leibnitz heute am 28. März 2011 geworden. Tatsächlich zählte er 89 Jahre, als er im Dezember des Jahres 2000 verstarb. Es war ein Leben für die Forschung, das da zu Ende ging, in einem weit größeren Umfang, als sich das so einfach sagen lässt. Denn Heinz Maier-Leibnitz war nicht nur ein bedeutender Wissenschaftler und Forscher, er war auch ein äußerst erfolgreicher Lehrer und ein ebenso um- wie weitsichtiger Wissenschaftspolitiker und Wissenschaftsmanager – wie wir heute sagen.

Mehr kann man eigentlich nicht sein.

Dennoch blieb in seinem Leben Platz für anderes, für Wichtiges, für die Kochkunst zum Beispiel. Zwei Kochbücher hat er selbst verfasst, das „Kochbuch für Füchse“ und das „Mikrowellenkochbuch für Füchse“. In der Vorbereitung des heutigen Anlasses war ich allerdings auf eine Rezension im SPIEGEL vom 21. April 1980 angewiesen, da beide Bücher trotz mehrfacher Auflagen schnell vergriffen gewesen sein sollen.

Das lag vielleicht daran, dass man dem Physiker, der „nach der Stoppuhr und mit physikalischen Tricks kocht“, besonders vertraute, da er seinen Lernprozess von „versalzene Suppen“ über „die schweigende Kritik feindseliger Besucher“ bis zum „Menü für furchterregende Gäste“ offenlegte. Schließlich nahm sogar der anfangs zurückhaltende Nobelpreisträger von 1951 und Präsident der amerikanischen Atomkommission (United States Atomic Energy Commission) Glenn T. Seaborg ganze drei Mal von Huhn und Suppe im Hause Maier-Leibnitz.

Natürlich genoss auch seine Ehefrau mit der beeindruckenden Nachnamenkette, die Allensbacher Meinungsforscherin Elisabeth Noelle-Neumann-Maier-Leibnitz, die köstlichen Erträge seines Hobbies. Und, da habe ich mich dann doch ein bisschen erschrocken, sogar die Mitglieder des Präsidiums der Deutschen Forschungsgemeinschaft haben damals davon profitiert!

Lass das mal nicht die heutigen Vizepräsidentinnen und Vizepräsidenten erfahren, habe ich bei mir gedacht, sonst müsste ich es am Ende Heinz Maier-Leibnitz nachtun, und ob das klappen würde, in so akribischer Planung von 12 Uhr bis 12.30 Uhr ein ganzes Menü zu zaubern, wie Heinz Maier-Leibnitz ...

Lassen Sie mich, bevor ich mich der Forschungsförderung und ihren heutigen Fragen widme, noch eine Bemerkung zu einem ganz aktuellen Thema machen: Es ist eine traurige Ironie des Schicksals, dass sich so kurz vor diesem feierlichen Anlass die Katastrophe im Kernkraftwerk im japanischen Fukushima ereignet hat und uns alle in tiefe Sorge, aber auch in Zweifel und Demut versetzt.

Es entspricht sicherlich auch dem weitsichtigen Blick von Heinz Maier-Leibnitz, der seine Überzeugung von dem Nutzen der Atomenergie begleitete, dass Sie, lieber Herr Petry, und Ihre Kolleginnen und Kollegen auf der Internetseite der Forschungs-Neutronenquelle, die nach Heinz Maier-Leibnitz benannt ist, über Fragen der Sicherheit informieren, die im Zusammenhang mit den Vorfällen am Reaktor dort aufkommen. Schließlich war Heinz Maier-Leibnitz 1957 unter den „Göttinger Achtzehn“ der deutschen Atomwissenschaftler, die

ihre Ablehnung der atomaren Bewaffnung der Bundeswehr in einem Protestschreiben gemeinsam Ausdruck verliehen.

Am 6. Juni 1973 wurde Heinz Maier-Leibnitz auf der Mitgliederversammlung hier in München zum vierten Präsidenten der Deutschen Forschungsgemeinschaft gewählt. Diese Wahl „sei überraschend für ihn gekommen“ gab er damals zu Protokoll. Vielmehr lässt sich der Niederschrift über die Sitzung leider nicht entnehmen. Tatsache ist aber, dass viele Mitglieder von der Kandidatur von Heinz Maier-Leibnitz vor der Versammlung nichts wussten. Sie wählten ihn dennoch, und er ließ sich anschließend zum Schneider fahren. Schließlich musste – passend zum neuen Amt – ein neuer Anzug abgeholt werden. Zum 1. Januar 1974 trat Heinz Maier-Leibnitz seine Präsidentschaft der DFG an, die bis 1979 währte.

Es gibt zwei „Schwergewichte“ innerhalb der Forschungsförderung, die die Phasen unterschiedlicher Notwendigkeiten und Bedürfnisse der Wissenschaft und der Gesellschaft überdauern und uns daher auch heute noch, ebenso wie vor 37 Jahren Heinz Maier-Leibnitz, beschäftigen und große Anliegen sind.

Das erste Anliegen entnehme ich dem „Vortrag vor der Mitgliederversammlung“, den Heinz Maier-Leibnitz in seiner ersten Mitgliederversammlung als Präsident am 3. Juli 1974 in Bonn-Bad Godesberg hielt. Es ging ihm darin um die Hochschulen. Ich zitiere: „Für die Forschung an den Hochschulen ist die Rolle der Hochschulen selbst wichtiger, als viele glauben. Schon wenn die Forschungsgemeinschaft ein Vorhaben fördert, fließen in diese Anstrengung Mittel der

Hochschulen über Gehälter, Infrastruktur und Grundausstattung hinein. [...] Es wird heute viel davon gesprochen, daß es kein Monopol der Forschungsförderung geben darf. Nun, an den Hochschulen ist der gewünschte Wettbewerb vorhanden.“ Das klingt in dieser allgemeinen Formulierung richtig aktuell, nicht wahr? Und tatsächlich sind die Universitäten immer im Mittelpunkt unserer Überlegungen. Universitäten zu begleiten und zu stärken ist uns ein schönes Motto.

Auf einer Podiumsdiskussion in den USA galt es vor etwas mehr als einem Jahr einmal der Frage: „Where’s the next Harvard?“. Um sie zu beantworten, musste ich zunächst einen Umweg nehmen, denn: wovon ist die Rede, was ist gemeint mit der Frage, wo das nächste Harvard entstehen könnte oder sollte oder bereits entstanden ist? Harvard als gut ausgestattetes Bildungs- und Forschungsinstitut verfügt über zwei Arten von Vermögen: Da ist natürlich sein geistiger Reichtum, aber eben auch seine finanzielle Einbettung. Dies änderte sich im Zuge der Finanzkrise zwar zunehmend, dennoch machten im Laufe des akademischen Jahres 2008/2009 die Einnahmen aus Stiftungsvermögen immer noch eine unglaublich hohe Summe aus. Über die reichhaltige Ausstattung hinaus ist Harvard Symbol für die Konzentration von Macht, politischer Macht, wie die unglaublich lange Liste ehemaliger Präsidenten, Senatoren, Kongressabgeordneter und anderer politischer Oberhäupter, – nicht nur aus den USA – die einen Teil ihres Lebens als Studenten, Doktoranden und Professoren in Harvard verbracht haben, belegt. Eine vergleichbare Einrichtung in Europa wäre z.B. Oxford in England oder die École Nationale d’Administration in Frank-

reich. In Deutschland gibt es auf den ersten Blick keine vergleichbare Institution.

Als Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft möchte ich eine Institution natürlich nicht anhand ihres finanziellen oder politischen Erfolges definieren. Vielmehr lege ich, wie könnte es auch anders sein, den Fokus auf Exzellenz in der Forschung und in der Wissenschaft. Gleich welches Hochschul-Ranking man auch betrachtet: Harvard ist immer ganz oben oder zumindest unter den obersten zu finden. Und obwohl ich derartigen Rankings normalerweise keinen großen Glauben schenke – mit Ausnahme unseres DFG-Förder-Rankings natürlich – möchte ich trotz alledem Harvards kontinuierliche Exzellenz, Jahr für Jahr, Ranking für Ranking, nicht bezweifeln.

In Europa und insbesondere in Deutschland muss Harvard also nicht notwendigerweise nur eine Universität oder nur an einem Ort sein. Betrachten wir zum Beispiel die Exzellenzcluster, die im Zuge der Exzellenzinitiative entstanden sind. Der Wettbewerb unter ihnen hat gezeigt, dass es in Deutschland durchaus mehr als nur eine oder zwei Universitäten mit exzellenten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern und mit exzellenten Projekten gibt. Kurz: „Harvard“ ist ein Synonym für wissenschaftliche Exzellenz – aber ein Monopol darauf hat es natürlich nicht. Wissenschaftliche Exzellenz kann – das entsprechende Engagement, den nötigen Enthusiasmus und die erforderliche Förderung vorausgesetzt – überall entstehen und sich behaupten. Sie kann sich an einem Ort zentrieren – wie in Harvard –

sie kann aber auch an unterschiedlichen Orten zu Hause sein und von dort aus zu einem größeren Gefüge zusammenwachsen.

Folgerichtig braucht das große Programm des Bundes und der Länder zur Förderung herausragender Forschung auch kein Synonym: ‚Exzellenzinitiative‘ – das ist schlicht und bündig und treffend.

Und es geht weiter: Nun sind wir schon mitten in der zweiten Phase der Exzellenzinitiative. 227 Antragsskizzen in den drei Förderlinien Graduiertenschulen, Exzellenzcluster und Zukunftskonzepte von 64 Hochschulen sind insgesamt eingegangen. Anfang März hat die Gemeinsame Kommission von DFG und Wissenschaftsrat 59 Neubewerbungen von 32 Universitäten zur Einreichung von Vollanträgen aufgefordert, die dann in den Wettbewerb treten werden mit den 85 bereits im Rahmen der ersten Phase der Exzellenzinitiative geförderten Einrichtungen. Endgültig entschieden wird schließlich im Juni 2012.

Heinz Maier-Leibnitz fährt in seinem Vortrag 1974 fort, indem er auf „Forschungsplanung“ eingeht. Er spricht:

„Aus der Arbeit der Forschungsgemeinschaft entsteht eine andersartige, wenn man will ergänzende Forschungsplanung;“ [: ergänzend zur Planung von Parlamenten und Hochschulen] „sie geht aus von dem Begriff der Gelehrtenrepublik. Einzelne Forscher stellen Anträge. Diese werden von Gutachtern beurteilt, die von allen Forschern gewählt sind. Die meisten Gremien der Forschungsgemeinschaft sind wieder mit Forschern besetzt.“

Hier werden Anregungen für gezielte Förderungsmaßnahmen gesammelt und beschlossen. Schwerpunkte werden von den Forschern vorgeschlagen [...], und wenn sie beschlossen sind, werden Forscher eingeladen sich zu beteiligen, wenn sie wollen.“

Eines dieser Schwerpunktprogramme ist – nebenbei bemerkt – unter dem Titel „Precision experiments in particle- and astrophysics with cold and ultracold neutrons“ hier an der TU München sowie an der TU Wien angesiedelt und wird seit 2010 von der DFG und unserem österreichischen Partner FWF (Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung) gefördert. Ziel ist es, ebenso grundlegende wie aktuelle Fragestellungen auf Basis neuer, zu entwickelnder Techniken und Messungen zu behandeln. Nach einigen weiteren Beispielen kommt Heinz Maier-Leibnitz dann zu dem Schluss: „Entscheidend ist die Betonung der Qualitätsauswahl bei allen Projekten. Ferner führt es [das beschriebene System] zur gegenseitigen Kenntnis der Forschungsprojekte, zur Koordination und Kooperation zwischen Forschern an verschiedenen Orten, bis hin zur interdisziplinären Zusammenarbeit auf wichtigen Gebieten der Anwendung.“

Dem sage ich im Heinz Maier-Leibnitz-Jubiläumsjahr 2011: Auch in der Gegenwart gehören die Vielfalt von Ideen und die bottom-up orientierte Grundlagenforschung zu den ersten Prioritäten der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Zum Beispiel hat die Deutsche Forschungsgemeinschaft im vergangenen Herbst ein Forschungszentrum zur „Integrativen Biodiversitätsforschung“ ausgeschrieben, nachdem ein ausführlicher Diskussionsprozess von der Wissenschaft angestoßen worden war und gezeigt hat, dass die



Biodiversitätsforschung in Deutschland ein gewichtiges Forschungsdesiderat darstellt.

Ab 2012 werden daher im insgesamt siebten DFG-Forschungszentrum diverse Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler verschiedener Fachgebiete die Vielfalt von Arten, Genen und Ökosystemen erforschen. Das Beispiel der Biodiversitätsforschung zeigt damit deutlich das umfängliche Spektrum der Fächer und Disziplinen und die Vielfalt in der Wissenschaft. Dafür steht die DFG heute: Für die Förderung der Grundlagenforschung in ihrer ganzen Vielfalt – auch zu den „Großthemen“ Gesundheit, Energie, Klima, Mobilität, Werkstoffe, Information, Sicherheit. Und sie steht für die Förderung von Personen, Ideen, Projekten und Strukturen im Wettbewerb.

Diese Förderung nutzen vor allem die Hochschulen und ihre Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die mehr als 85 Prozent der Fördermittel der DFG einwerben.

In den vergangenen Jahren haben wir zur Stärkung der Universitäten und der Grundlagenforschung in Einzelprojekten und in Verbänden einiges unternommen und werden dies fortsetzen. Ich möchte nur einige Schlagworte nennen: mehr Freiräume durch Flexibilisierung und Pauschalierung, die Starthilfen für junge Erstantragsteller, die Stärkung von Europäisierung und Internationalisierung und etwa den Erkenntnistransfer, den auch Heinz Maier-Leibnitz andeutete und den wir mit einer erst kürzlich gestarteten Ausschreibung weiter vorantreiben. Es hatte sich zuvor nämlich erwiesen, dass insbesondere in den Disziplinen außerhalb der Ingenieurwissenschaften ein

großes, noch unbeachtetes Potenzial gesellschaftlich relevanter Ergebnisse vorhanden ist, dessen Weiterentwicklung in gemeinsamen Projekten mit Anwendungspartnern wünschenswert ist. So viel zu einigen Beispielen.

Ich habe aber eingangs von zwei „Schwergewichten“ in der Forschungsförderung gesprochen, deren Fährten ich anlässlich der Frage „Forschungsförderung – quo vadis?“ mir vorgenommen habe, gemeinsam mit Ihnen zu folgen. Das erste Schwergewicht: Die Grundlagenforschung an den Universitäten. Das zweite Schwergewicht: Der wissenschaftliche Nachwuchs.

Bei den beiden verhält es sich übrigens wie bei den Klitschko-Brüdern – obwohl sie gleichermaßen ins Gewicht fallen, treten sie bei uns nie gegeneinander an...

1977 richtete der damalige Bundesminister für Bildung und Wissenschaft, Helmut Rohde, einen Preis für „wissenschaftliche Nachwuchskräfte“ ein, der 1978 zum ersten Mal verliehen wurde und bis heute von der DFG administriert wird. Nicht zufällig heißt der Preis seit 1980 Heinz Maier-Leibnitz Preis. Denn um den Nachwuchs und dessen Förderung ging es Heinz Maier-Leibnitz immer und in ganz besonderer Weise. Sein besonderes Augenmerk auf junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler belegt schon ein Blick in sein eigenes Forschungsumfeld, dem ja bekanntermaßen auch ein späterer Nobelpreisträger entstammt, dessen Rückkehr aus den USA nicht zuletzt Heinz Maier-Leibnitz durch die Einführung des Department-Systems an der Technischen Universität München ermöglichte.

Aber zurück zu unserem Preis: Jährlich vergeben das Bundesministerium für Bildung und Forschung und die DFG ihn an sechs Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler und erkennen damit ihre frühen und besonderen wissenschaftlichen Leistungen an.

Dazu zählen nicht allein ihre Dissertationen, sondern auch die eigenständigen wissenschaftlichen Profile, die sich diese jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bereits entwickelt haben. Eine Festlegung auf Fachgebiete gibt es dabei nicht – in diesem Jahr sind es zwei Preise in den Geistes- und Sozialwissenschaften, zwei in den Ingenieurwissenschaften und Informatik und jeweils einer im Bereich der Physik, Mathematik und Geowissenschaften und in der Chemie- und Verfahrenstechnik.

In einer Umfrage des Magazins „Bild der Wissenschaft“ im Jahr 2005 platzierten die wichtigsten Forschungsförderer in Deutschland den Heinz Maier-Leibnitz-Preis auf den dritten Platz der Top Ten der deutschen Wissenschaftspreise – gleich hinter unseren „großen Leibniz“, den Gottfried Wilhelm Leibniz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft, den wir gerade am 16. März in Berlin wieder vier herausragenden Wissenschaftlerinnen und sechs Wissenschaftlern verliehen haben, und dem Deutschen Zukunftspreis des Bundespräsidenten.

Der wissenschaftliche Nachwuchs treibt uns natürlich vielfach um, und unsere besondere Aufmerksamkeit gilt dabei den Übergangsphasen einer wissenschaftlichen Karriere, von denen wir wissen, dass sie zu überwinden zu den schwierigeren Phasen im Leben einer Forscherin oder eines Forschers gehört. Und wir wissen natürlich

genauso, dass der Bedarf an wissenschaftlichem Nachwuchs wächst und weiter wachsen wird.

Zur seiner Förderung gibt es bei uns diverse Programme: Es beginnt, wie Sie wahrscheinlich wissen, mit den Graduiertenkollegs, die im vergangenen Jahr 20 Jahre alt geworden sind, während die Programmvariante der Internationalen Graduiertenkollegs auch schon immerhin 10 Jahre zählt.

Strukturierte Doktorandenprogramme gewinnen vor dem Hintergrund der aktuellen Diskussionen womöglich noch an neuer, an deutlicherer Bedeutung: Die frühe Einbindung von Doktorandinnen und Doktoranden in akademische Kontexte ist der Ausprägung ihres wissenschaftlichen Werteverständnisses zuträglich, ebenso wie es durch Möglichkeiten zum Diskurs und Austausch vor Isolation bewahrt und den Selbstkontrollmechanismus der Wissenschaft begünstigt, der eben gerade im Gespräch und in der Diskussion selbst begründet liegt. Zugleich darf der Druck auf die Promovierenden nicht zu groß werden – das und auch das Initiieren eines Dialogs nicht nur über klar zu beschreibendes Fehlverhalten, sondern auch über die Definition von Grauzonen liegt in der Verantwortung der Betreuerinnen und Betreuer.

Mir mutete die Debatte um wissenschaftliches Fehlverhalten und mehr Kontrolle auf der einen Seite und wissenschaftliche Prinzipien wie Wahrhaftigkeit, Redlichkeit und Vertrauen auf der anderen Seite, um den Unterschied oder die Gleichrangigkeit von materiellem und geistigem Eigentum, um die Teilbarkeit von Kompetenz und An-

stand, ehrlich gesagt, manchmal an wie verkehrte Welt! Da wurde die Wissenschaft an den Pranger gestellt, obwohl sie selbst die Betrogene ist und ihre Prinzipien verletzt wurden. Aber ich denke auch, dass wir stolz darauf sein können und uns mit aller Kraft bewahren sollten, dass unsere Wissenschaft sich als gesunder und auch resistenter Organismus erwiesen hat. Das unbedingte Einstehen der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler – und darunter gerade auch die jüngeren! – für wissenschaftliche Werte und ihr Beharren darauf kündigt deutlich davon.

Für die Zeit nach der Promotion haben wir heute wiederum verschiedene Möglichkeiten: Etwa das Einwerben der Eigenen Stelle oder die Möglichkeit, ein Forschungsstipendium im Ausland zu beantragen. Beides gilt, wie die Option, eine Stelle in einem DFG-Projekt innezuhaben, in der Post-Doc-Phase ebenso wie zur Erlangung der Berufbarkeit. Dazu kommt das Emmy Noether-Programm, das die DFG 1999 eingeführt hat. Darin können besonders qualifizierte Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler in Eigenverantwortung ihrer Forschung nachgehen und eine eigene Nachwuchsgruppe leiten – als Vorbereitung und Voraussetzung zur Erlangung einer Professur. Und schließlich gibt es da noch das Heisenberg-Programm, eingeführt 1977 in der Amtszeit von Heinz Maier-Leibnitz und bis heute renommiert und bewährt, in dem entweder ein Stipendium die Möglichkeit zur Forschung und Vorbereitung auf wissenschaftliche Leitungspositionen bietet oder, das erst seit kurzem, – gemeinsam mit der Hochschule – eine neue Professur eingerichtet wird.



Neuen Bedarf und neue Impulse aus den Communities greifen wir auf, und wo es erforderlich ist, werden wir auch selbst zum Impulsgeber – wie in Sachen Gleichstellung etwa. Denn ‚wir‘ – das sind ja die Hochschulen, ‚wir‘ – das sind ja die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler.

In diesem Sinne kann ein DFG-Präsident nicht immer ganz genau sagen, wohin die Forschungsförderung geht. Denn das hängt nicht unbedeutend von der Forschung selbst ab. Die einzige Frage, die ich Ihnen also im Namen der Deutschen Forschungsgemeinschaft – und damit sicher auch im Sinne ihres früheren Präsidenten Heinz Maier-Leibnitz – sicher und knapp beantworten kann, ist nicht: „Forschungsförderung – wohin gehst du?“, sondern „Forschungsförderung – wo gehst du?“.

– Die Antwort lautet nämlich damals wie heute: Seite an Seite mit der Forschung – und immer in der richtigen Nähe.

Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.